

(Nachdruck verboten.)

16]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Nas mussen.

Marcel wurde es nicht müde, Abdallah anzusehen. Wenn er sprach, leuchteten zwei ferngesunde Zahnreihen doppelt weiß in der dunklen Bronze des Antlitzes. Es war, als betrachtete man ein Kunstwerk.

Als das Dunkel einfiel und farbige Laternen in dem vornehm geschmückten Marmorhofs angebrannt wurden, beehrte Marcel nicht mehr, zu dem Feste gegangen zu sein.

Obwohl für niemanden als für Marcel Wein auf dem Tische stand — der Koran verbietet den Arabern den Weingenuss —, war nun, da alle satt waren, Stimmung in die Gesellschaft gekommen.

Sie sprachen leise, sie blickten mit funkelnden Blicken um sich her, als hätte die Enthaltbarkeit vom Wein die Fähigkeit in ihnen erzeugt, sich in bloßer Schönheit zu betrauen.

Während die Tische aus dem Patio fortgetragen werden, versammeln sich alle in dem großen Saale der unteren Etage des Vorderhauses.

Hier erscheint plötzlich Si Hamza, um seine Gäste zu begrüßen.

Dies kommt Nur vollständig unerwartet. Er wirft seinen Bernus über Abdallahs Kopf und bringt ihn aus dem Wege; denn er hat seinen künftigen Schwager auf eigene Hand eingeladen, um Sultana Gelegenheit zu geben, ihn zu sehen. Er war nämlich überzeugt, daß sie sich dann gleich trösten würde.

Hamza unterhält sich nur mit Marcel, den er mit Komplimenten überhäuft, so daß dieser kaum zu Worte kommt. Er fühlt sich ganz ermattet von dieser überströmenden Liebenswürdigkeit, deren Ursache er sich überdies nicht ganz erklären kann.

Die beiden kleinen Mohrinnen bieten den in kleinen Gruppen umherstehenden und erwartungsvoll plaudernden Gästen Kaffee, Eiswasser und Zigaretten an.

Endlich hört man einen Wagen draußen auf der Straße halten.

Si Hamza öffnet selbst.

Er nimmt sich nur Zeit, die vier jüdischen Tänzerinnen vertraulich zu begrüßen und willkommen zu heißen.

Während Nur seine Verpflichtungen übernimmt, nimmt Si Hamza von seinen Gästen Abschied — zur größten Erleichterung der Jugend. Auch er muß die Nacht in Dar sofna b'hojna bei seiner Gattin verbringen, um seinen Ehekontrakt nach dem Buchstaben zu erfüllen.

Nachdem die Tänzerinnen bewirtet worden und die drei jüdischen Spielleute angekommen waren, begann die Musik in dem großen Vorderhaussaale. Aber der ungeheure leere Raum warf den Schall drei- und viermal zurück. Der Kopf der Zuhörer wurde wie eine Schmiede, aber die Musik konnte man nicht unterscheiden. Erst weit auf der Straße draußen löste sich der Spektakel in Melodien auf, was eine Ansammlung herzensvergünstigter Neger bewies, die nach dem richtigen Takt der Weise obsköne Tänze tanzten.

Nur beschloß infolgedessen, das Fest in die an den Marmorhof stoßenden Gemächer zu verlegen, was auch den weiteren Vorteil hatte, daß der Lärm nicht so sehr auf die Straße dringen konnte.

Man ließ sich in dem ersten Saale nieder, in demselben Raume, in welchem die Eltern zu schlafen pflegten.

Marcel fühlte sich immer noch wie ein Frosch im Meere; aber nachdem er sich erst entschlossen, bloß passiver Zuschauer zu sein, fand er reichlichen Stoff für seine schönheitsdürstige Seele.

Er saß abseits und beobachtete, dachte, war eitel Auge und Ohr. Das einzige, was er wünschte, war, taub zu sein, denn die Musik war barbarisch, alles dagegen, was er vor sich sah, so charakteristisch, der Raum selbst so verführerisch raffiniert, so üppig lodend wie der Orient des Märchens es nur sein kann.

Eigentümlich war die Form des Saales. Ein länglicher Raum, nahm er die ganze Breite des Hofes ein und erweiterte sich mitten vor der Eingangstüre zu einer fünf Meter tiefen, viereckigen Nische von der Breite des Zimmers. Legte man drei Würfel nebeneinander und den vierten auf den mittleren, so hatte man also die Kontur, die den Grundplan des Saales darstellte. Dieser hatte folglich drei Außenseiten, von deren mittlerer man die beiden anderen nicht sehen konnte. Vielleicht war eben dies die Absicht des Architekten, denn an jeder dieser Seiten stand ein pompöses venetianisches Ehebett. Es stand der Quer in der ganzen Breite des Saales, wandte aber seine Fassade mit den bis an die Decke reichenden Goldsäulen und schweren Seidenvorhängen dem Raume zu. Seine Ausstattung machte übrigens die Auffassung des Arabers verständlich, der, weit entfernt von dem Schicksalgefühl der Europäer, ein Bett ungeniert mitten in einen Prachtsaal postiert. Die ganze Nische trug den Charakter eines koketten kleinen Damenboudoirs mit breiten weichen Divans auf allen drei Seiten und einem niederen syrischen Tische aus Ebenholz mit zifferliertem Silbereinlegung. Den ganzen Fußboden bedeckten Teppiche in den echten antiken Farben und Mustern aus Kervans guten Zeiten. Die Wände waren mit seegrüner Fayence bekleidet und oben lief ein Fries mit Koransprüchen in ultramarinblauer kufischer Schrift. Die weiße, von einem ungeheueren Eisenüberwurf von Arabesken bedeckte Stuckwölbung, deren Rippen in kühn abfallenden Stalaktiten mündeten, war ein Kunstwerk für sich. In der Mitte des Saales erhob die Wölbung sich zu einer Kuppel mit Lufarnen aus farbigem Glas. Die Möbel waren nicht disharmonisch wie in den meisten Harems, die nun durch Lehnstühle und große Spiegelschränke sizilianischen Ursprungs verunstaltet werden. An einer Wand stand eine ungeheuerere Truhe, grün mit knallroten Blumenornamenten; an der entgegengesetzten erhoben sich zwei Etagern mit venetianischen Gläsern. Der ganze übrige Raum war frei; nur in den Ecken standen ein Tischchen und ein ausgehauenes, umfangreiches Bronzefohlenbeden mit spitz zulaufendem Deckel, beide leicht zu transportieren. An der Wand über Si Hamzas Bett hing ein Prachtsattel mit in den Steigbügeln befestigten Sporen und ein Paar rote Saffianreitersiefel. Silberdamaszierte Pistolen und veraltete Gewehre mit eingelegten Kolben und Läusen von unglaublicher Länge schmückten da und dort die mit Gewebe überzogenen Wände. Auf einem Ehrenplatze hing ein kunstfertig geschmiedeter mittelalterlicher Torchlüssel, einen ganzen Fuß lang, — nach der Familientradition der Schlüssel zu dem Kastell in Andalusien, das das Geschlecht El Askari besessen hatte, ehe es aus Spanien vertrieben worden war. Unter der Decke lief ein schmales Regal oder Gefsimse, auf welchem Kannen und Leebretter aus getriebenem Silber und blaue dekorierte Fayencevasen aus Kabeul aufgestellt waren.

Die Gäste in ihren bunten orientalischen Trachten gaben dem Bilde Leben. Sie lagen oder saßen stumm lauschend in kleinen Gruppen auf den Teppichen des Fußbodens, in malerische, anmutige Stellungen versunken, die das Geheimnis der Araber sind.

Zwischen all diesen trügen Pajchas fuhren die schwarzen kleinen Mädchen umher wie zwei Kobolde, die den Menschenkindern allerlei gute Gaben bringen. Für diesen hatten sie ein Glas mit Pfefferminz, für jenen Eiswasser mit Granatenlast oder eingelegten Erdbeeren; für Ledermäuler eine Silbergeschüssel voll Rahat Zukum mit Mandeln oder kandierten Rosenblättern. Trotz der fürstlichen Gewänder, mit denen Sultana sie ausgestattet, waren sie Repräsentanten des Straßenwizes und der zweifelhaftesten Einfälle. Sie hatten die Aufgabe, den Saal zu parfümieren, was sie in der Weise besorgten, daß sie den Mund mit Kasminessenz füllten und ihn als Brunnen, die Gäste als Zielscheiben betrachteten. Den letzten Mundvoll schluckten sie, wobei sie als äußeres Kennzeichen des brennenden Wohlbehagens, das ihren schwarzen Leib durchrieselte, die Augen verdrehten. Ihre beliebteste Kunst bestand aber in gewissen schnurrigen Lanten, die sie auf der Straße gelernt hatten. Sie schmolzen damit sämtliche Wachsmasken, bis diese sich zu einem breiten Lachen verzogen. Die Nische blieb der Kindern Israels reserviert.

Auf dem einen Divan saßen der Reihe nach die vier

Während die Längerinnen wie seltsam fiedige Tropenvögel. Obwohl sie in voller Kriegsbemalung waren, ließ es sich nicht merken, daß drei von ihnen bereits eine lange Reihe von Gelbblügen und kaum lauter siegreiche hinter sich hatten. Die vierte dagegen war dazu angetan, die Ehre des Stammes zu retten. Ihre Augenbrauen waren gemalt, sonst war das Antlitz ohne Farbe und Schminke, um den Teint nicht zu zerören, der rosig und weiß, von der unendlichen Zartheit einer Gardenia war. Ihre Augen leuchten wie rinnende Bäche in der Sonne, besaßen jene rührende Unschuld, die das Herz der Männer überfließen macht; sie war erst fünfzehn Jahre. Die Bilge waren saftig voll, noch nicht übertrieben oder verlöscht von dem barbarischen Fett. Ihre Schönheit war geradezu ergreifend. Solche Blumen wachsen in El Gara, dem stinkenden Lumis-Ghetto, und sonst nirgends in der Welt. In diesem Frauentypus hat die Natur ihr Außerstes erreicht. Konnte es einen traurig stimmen, die anderen drei zu sehen, eingedenk ihrer, die einmal die schöne Helmschmiederin war, so bot diese eine Schönheitsoffenbarung Augenweide für ein ganzes Leben.

Auf dem letzten Diban saß die Musik: Schlagzither, Violine und Tamburin; ihnen gegenüber der Dirigent an einem grenlich schrillen Teufelchen von einem Harmonium, das die Melodie in parallelen Oktaven kreischte und pfiff. Der Violinist strich dieselbe Melodie auf seinem Instrument, das er zwischen den Beinen stehen hatte, wie andere Musiker das Violoncell und den Kontrabaß, während die Damen eben dieselben Töne ohne Sinn und Klang mitschrien — es war eine endlose Erzählung von der Eroberung Spaniens durch die Araber — mit geschlossenen Augen und vorgestrecktem Halse aus voller Kehle schrien, Verzweiflung in jeder Grimasse. An den pathetischeren Stellen brüllte die ganze Musik im Chor mit. Das Tamburin hielt den Takt. Dies war der musikalische Teil der Unterhaltung.

Von Zeit zu Zeit brachen sie ab, vermutlich wenn sie durstig waren, denn in der Musik war nichts, was einen Abschluß bezeichnen konnte. Die Schönen benützten die Pause, um der Reihe nach die Beine zu strecken, — dies war der Tanz. Auf demselben Fleck stehend und in ein Seidentuch beißend, dessen Zipfel sie mit den Fingerspitzen vor ihre Schultern hielten, trippelten sie umher auf einem Paar Pantoffeln, die allein jeder Vorstellung von Tanz Sohn sprachen, ließen sich von allen Seiten besehen, wackelten mit der Brust und beschrieben lotrechte Kreise mit dem Magen, dessen fleischfarbenes Trikot unter Bolero und Bluse zum Vorschein kam. Dieser Tanz — wenn man ihn mit diesem Namen ehren will — symbolisierte nichts, gab keiner Leidenschaft Ausdruck. Er war nichts als eine dumme und geschmacklose Ausstellung eines Weibes, wie sie nur bei einem Volke denkbar ist, das fürs Alltägliche Weiber nicht zu sehen bekommt.

Während alle Studenten, vor Entzücken tief atmend, rings umher saßen und lagen, mußte Marcel darüber philosophieren, zu welchem barocken Herrbild die Kunst doch wird, wenn die Pulsader durchschritten ist, die sie mit dem Herzen des Volkes vereint.

Araber hatten diesen Tanz und diese Melodien erfunden, aber die Araber selbst singen und tanzen nicht.

Tanzt der Araber, so geschieht es in der Bäua, in der Kapelle, in Gemeinschaft mit seiner religiösen Bruderschaft, um in Ekstase zu kommen und einen Augenblick die Vereingung mit Allah zu kosten. Aber die Ekstase, die ruhend das Erhabene erreicht, ist in der Bewegung ausnahmslos häßlich. Der sich drehende und wie ein Kreisel schnurrende Derwisch oder der Aissaia, der auf seinen Kopf loshammert, bieten keine Grundlage für eine Kunst. Und außerhalb des Heiligtums tanzt bloß die Kurtisane und die Jüdin die Länge des Volkes.

Der Beduine singt. Reich und freudig entströmt die Melodie seiner Brust. Hier wäre ein Erdreich für Musik. Aber die Melodien werden geboren, gehen von Mund zu Mund, entarten und sterben. Nur die Fremden schreiben sie hie und da nieder. Zur Kunst werden sie nie. Denn der wohlgezogene Araber singt nicht, und wäre er selbst der Musik kundig und hörte er es in seinem Innern noch so süß singen und klingen, so würde er es verächtlich finden, für unwissende Bauern Musik zu schreiben.

Daher sterben diese Künste mit dem Islam oder werden barock.

Es gibt keine Kunst, deren Träger bloß Dirnen und Beduinen sind,

Um Mitternacht bezahlte Nur die Musikanten, um sie zu verabschieden.

Die Damen blieben. Sie mischten sich nun zwanglos unter die Gäste. Ohne Spur von Ehrfurcht bestiegen sie zwei zu zwei die feierlichen Ehebetten und ließen sich von dieser erhabenen Stätte herab von den Studenten hofieren, die, zu ihren Füßen gruppiert, sie mit süßer und zierlicher Rede unterhielten.

Marcel war längst des Orients satt und wollte gehen, als Abdallah auf ihn zu kam und ohne irgendeinen Uebergang einer hitzigen Frontangriff auf ihn eröffnete.

„Warum predigt Deine Mutter den Arabern? Glaubst du, daß ihr uns zum Abfall von Gott verleiten könnt?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellung der Berliner Sezession.

I.

Diese Ausstellung will der Jugend eine Gasse machen. Solche Vernunft hat ihr dem Tadel derer gebracht, die sich nicht gern beunruhigen lassen. Es ist gar komisch; vor zehn Jahren noch, vor fünfzehn gar, haben sie den Liebermann verlacht und bedroht. Und heute nun, da den Liebermann zu verlachen, lächerlich machte, be-rufen sie ihn als Schutzheiligen gegen die abermals Neuen, die er selber in seinen Tempel eingelassen. Er tat es vielleicht ungern; aber er tat es immerhin. Weil er eben weiß, daß die Kunst eine Entwidlung hat und sie auch braucht. Und dann: er kann's immer noch ertragen; die Jungen töten ihn noch nicht. Wie es falsch ist, die Stürmenden für morallos und patagonierhaft zu achten, so wäre es töricht, Liebermann und seinem Kreis für veraltet zu erklären. Er zeigt gerade diesmal drei Bilder, wie sie nur eines Meisters Hand zu schaffen vermochte. „Der Reiter“ wurde mit nervöser Animalität dem Leben entrisen. Das Herrnenbildnis zeigt die kühle Objektivität, die dem Modell die Herrschaft über den virtuosens Pinsel einräumt. Der Korso auf dem Monte Pincio verdeutlicht das Bekenntnis, das Liebermann einst tat: „Mit einem einzigen Pferdebein steht und fällt mein Bild. Ich komponiere genau so wie die andern; bloß, man sieht es nicht so.“ Man möchte aber sagen, daß man es diesmal beinahe sieht. Dieses römische Gesellschaftsleben war für Liebermann ein ungewohnter Stoff, und so gelang ihm nicht ganz, das Skelett des Bildes zu verbergen. Die Art, wie er rechts am Rand durch die dorthin gestellten Zuschauer das Bild einbaut und räumlich begrenzt, ferner die starke Betonung der Tiefenachse, die durch die Zylinder der aneinander vorüber-sahrenden Reiter direkt auf die Kuppel von St. Peter trifft, das sind nicht völlig verarbeitete Kompositionsmotive. Trotzdem ist dies Bild ein klassisches Dokument des deutschen Impressionismus. Nichts ist darin von italienischer Süßigkeit oder Koloriererei und doch ist es erfüllt vom Temperament des Augenblicks. — Von den eigentlichen Liebermannschülern ist Oppler noch immer nicht mehr als gerade erträglich. Kardorff wahrte konsequent sein achtens-wertes Niveau. In dem „Gartenrestaurant“ strebt er danach, sich einiges von der raumgliederigen Geometrie Brodhusens anzueignen. Seine große Leinwand, auf der eine Mutter mit ihrem Säugling zu sehen ist, entbehrt des Zusammenhanges; es wird durch das Detail, durch den Wippsstuhl, das Sofa, den rosa verhangenen Kinderkorb, den Teppich, den Tisch, die Vase zerstreut.

Corinth, auch einer der Väter, zeigt Gutes neben Gealtertem. Der „Symnus auf Michelangelo“, der nichts anderes ist als ein Blumenstillleben, aus dem ein Gipskopf herausblickt, wirkt wie eine schlechte Tapezierarbeit; es läßt sich durch technische Vollendung im einzelnen die Stumpfheit des Ganzen nicht überwinden. Die „Ländelei“ ist interessant, weil sie zeigt, wie Corinth, dieser Rubensnachkömmling, nach dem Kolofo entartet. Die ein wenig unter Lebensgröße herabgedrückte Weisizene hat etwas Kandiertes und zugleich etwas Verspieltes. Sie wirkt zeitlich unecht, weil eben sich an ihr die Leichtflüchtigkeit dieser scheinbar modernen Malerei bewährt. Viel gegenwärtiger und schon darum gesünder ist der „Bild auf die Elbe bei Altona“. Zwar wurde dies Stück dampfenden und rasselnden Lebens mit beinahe verletzender Gleichgültigkeit, mit der kalten Gewöhnung des Fachmannes, gemalt; aber es ist doch ausgezeichnet gemacht: Akademie des Impressionismus. Durch den schönen silbrigen Ton ist es sogar einiges mehr: die Sinnenfreude einer Malerei, der es wirklich gleichgültig, ob ein Stück Ochsenfleisch oder eine Madonna eingefangen werden soll. Dem gleichen Geschlecht gehört das große Bildnis von Hagenbeck an. Es ist gewiß sehr ähnlich; der Typ des befräßen Wasserantlers ist glänzend getroffen. Dieser Mund redet breit und langsam. Und dazu zur Seelencharakterisierung ein Seelöwe, ein fetter und speditiger Kolof, naß und spiegelnd, mit einem horstigen Schnupperbart. Das Panorama, das Corinth hinter diese Gruppe spannte, Eisbären, Eisberge und Renntiere, mehr den fleischlichen Humor dieser Schilderei. — Eine Karikatur von Corinth ist Artur Degner. Er ist ein derber, ein frecher, beinahe zotiger Patron. Wie er bei einem „Frauentraub“

einen Kerl auf den Fingern pfeifen läßt, das hat Schurig; und doch läßt sich schwer sagen, ob Degner ein hoffnungsvolles Talent ist. Innere Maßlosigkeit ist nie ausgleichreich. Da bedeutet *De d. m. a. n. n.*, der auch von Corinth kommt, denn doch eine andere Qualität. Obgleich er diesmal kaum glücklich vertreten ist. Das große Herrenporträt zeigt ihn immerhin als einen ebenso fest zupackenden wie geistreich konstruierenden Gestalter. In dem Kopf dieses Mannes, in den gekniffenen Augen, in den vollen, willensstarken Lippen lebt eine Modellierkraft, wie sie Bedmann sonst nur in seinen kleinformatigen Lithographien aufbringt. Daß aber diese Lithographien Bedmanns eigentlich Vergabung sind, zeigt (und wie oft geschah das schon) die große Komposition einer Amazonsenschlacht. Ohne Zweifel, es gibt darauf glänzend gemalte Fleischteile und energig modellierte Bewegungen; aber dem Ganzen mangelt der umfassende Rhythmus. Gruppen stehen nebeneinander; aber sie bedingen sich nur äußerlich. Etwa so, wie auf dem Doppelbildnis das blaue Glas durch die Rothhaarigkeit des Mannes gefordert wird.

Von *Linde-Walter* zu reden ist im Rahmen dieser Ausstellung nicht ganz leicht; bei den Noabitemen gehörte er in den Ehrensaal, hier wirkt er matt. Uebriglich steht es um *Dreher*. Auf einem seiner Stillleben (*Nr. 29*) gibt er trefflich das Stoffliche eines keramischen Gefäßes; wenn er aber dann bei einem lebensgroßen Doppelbildnis auch nur durch eine Blumenkrone und eine gelbe Dose zu interessieren vermag, so ist das zu wenig. *Philipp Franz* malt mit eindringender Konsequenz seine „Badenden Knaben“; und die *Hübners* bleiben rückhaltlos die Alten. Was freilich bei *Heinrich*, der nun schon jahrelang aus Paris, Ostasien und modernem Kunstgewerbe eine Schmachhaftigkeit bereitet, langsam langweilig wird. Dagegen wirkt *Pottner* diesmal sehr lustig; seine Elsternbilder zeigen eine wihige Beobachtung in gewandtem Arrangement. Solche Geschicklichkeit befremdet ein wenig bei einem der diesjährigen *Trübner*. Man denkt bei diesem Künstler zunächst immer an jene strokenden Pferdekörper oder jene von Grün überquellenden Landschaften, die er mit wuchtigen Pinselstrichen modelliert; diesmal sieht man ihn, sich an den glitzernden und parfümierten Einzelheiten eines Boudoirs ergötzen. Doch zeigen zwei Landschaften vom *Starnberger See*, daß *Trübner* noch immer die große männliche Art zu wahren weiß. — Seltsam liegt der *Fall Kaldreuth*. Ein überaus ansüßlicher Maler, ganz erfüllt von Gefühl und Zmerlichkeit; aus Gesundheit müde und krank, ohne Defizient zu sein. Eine milde Qualität, aber keine Spur von jenem schönen Wahnsinn, der eigentlich der Kunst das ewige Leben gibt. Man kann hier sehr gut mit ihm einen van Gogh vergleichen, die „*Arlesienne*“. Wie sind diese beiden Frauenbildnisse, *Kaldreuths* Tochter in dünnblauem Kleid auf einem Grund von kaum spürbarem Grün, und diese ungeheure Frau in der Raffigkeit ihrer Linie, riesenhaft stehend, inmitten gelber Fansaren, wie sind diese beiden Werke so verschieden. Zwei Welten, die einander kaum verstehen können, und doch beide geschichtlich determiniert sind. *Kaldreuth*, das Symbol eines milden Bürgerturns; van Gogh, der Prophet revolutionären Dranges, ein Umpflüger, ein Brandstifter, ein Held.

Robert Preuer.

Aus dem Maikäferleben.

Wir haben heuer ein Schaltjahr. Das schenkt uns einen Tag mehr und Regionen jener braunen Gesellen, die in gleichem Maße die Lust der Knaben, Sperlinge und Fledermäuse sind wie der Verdruß des Obstzüchters, des Landwirts und Forstmannes. Mit ihnen wollen wir uns einmal beschäftigen, nicht vom Standpunkte des Zehnjährigen aus, der seine Gesammelten in „*Kaiser*“ und „*Könige*“, in „*Möhren*“ und „*Müller*“ unterscheidet und danach bewertete, sondern wir wollen einen Einblick tun in das Leben eines Käfers, der sich bei uns einer Popularität erfreut wie kein zweiter seines Geschlechts.

Man sagt: das Schaltjahr ist ein Maikäferjahr. Das stimmt nur beziehungsweise, denn nicht immer und nicht überall ist das der Fall. Bedingt werden die sogenannten Maikäferjahre auch „*Flugjahre*“ genannt, durch die Entwicklungsdauer des Insekts, die bei uns — in Nord- und Mitteldeutschland — vierjährig ist und in der *Mark Brandenburg*, in der Provinz wie im Königreich *Sachsen* und in *Thüringen* allerdings mit den Schaltjahren zusammenfallen. Es wurden beispielsweise als solche notiert 1864, 1868 usw. Kommerische Maikäferjahre waren 1859, 1863 usw., während in *Westfalen* und im *Rheinland* massenhaftes Auftreten des Käfers in den Jahren 1858, 1862, 1866, 1870 und 1874 stattfand. Anders gestalten sich die Verhältnisse für den Süden und Südwesten Deutschlands und für die übrigen noch südlicher gelegenen außerdeutschen Länder Europas. Da es bekanntlich im Süden wärmer als im Norden und in unserem Erdteile der Westen wärmer als der Osten ist, so reichen in den letztgenannten Ländern mit durchschnittlich einigen Graden mehr mittlerer Jahres-temperatur drei Jahre für die Entwicklung des Käfers aus. Hier kehren also nach drei Jahren die Flugjahre wieder. So sind in *Württemberg* die Jahre 1857, 1860, 1863, 1866, 1869 usw. als solche aufgezeichnet worden. Daß selbst für kleinere Gebiete die Maikäferjahre verschieden sein können, beweist das Auftreten des Käfers in der Schweiz. Südlich und östlich vom *Bierwaldstätter See* dehnt sich das eine Maikäfergebiet aus; als Flugzeiten notierte man 1832, 1835, 1838, 1841 usw. und nennt sie „*Uner Flugjahre*“. Das andere Gebiet erstreckt sich über die westliche und nördliche

Schweiz; hier spricht man von „*Berner Flugjahren*“, die auf 1831, 1834, 1837, 1840 usw. fielen. Schließlich gibt es ein „*Daseler Flugjahr*“ (1830, 1833, 1836 usw.), das in Frankreich bis an den *Jura* und den *Rhein* beobachtet worden ist. Aber auch im nordwestlichen Deutschland bedarf der Maikäfer nur dreier Jahre zu seiner Entwicklung, so trat er unter anderem an der *Weser* in den Jahren 1838, 1841, 1844 usw. in Massen auf.

Aber, keine Regel ohne Ausnahme. Auch in der Entwicklungsdauer unseres Maikäfers kommen Unregelmäßigkeiten vor, und selbst in rauheren Gegenden wird ausnahmsweise und unter noch nicht aufgeklärten Verhältnissen die vierjährige Entwicklungsperiode auf eine dreijährige abgekürzt. Man hat das um ein Jahr verfrühte massenhafte Auftreten als „*Vorflugjahr*“ bezeichnet. Solche Vorflugjahre beobachtete man in *Pommern* 1862, in der Provinz *Sachsen* 1867 u. a. Merkwürdigerweise waren die ihnen folgenden Jahre „*Maikäferjahre*“ in des Wortes vollster Bedeutung.

Es ist ein ekelregender Eindruck, den die Ueberfülle von Maikäfern hervorruft, zumal wenn bereits an einem sonnigen Nachmittage unter ihnen dasselbe rege Leben herrscht wie sonst, wenn ihrer weniger sind, nur zur Abendzeit. In Klumpen sitzen sie, krabbelnd und sich balgend, auf- und übereinander; handelt es sich doch darum, das letzte Grün noch für den hungrigen Magen zu erobern oder eines Weibchens Herr zu werden. Hier fällt ein sich balgender faulgroßer Knäuel zur Erde herab, in wilder Eile sich durcheinander wälzend, dort hängt ein vereintes Pärchen in scheinbar apathischer Ruhe, allerwärts fliegen einzelne Individuen umher, teils um einen anderen Weideplatz aufzusuchen, teils, wenn es Männchen sind, ein Weibchen zu finden, dem es seine Gunst antrage. Dazwischen hört man die grünschwarzen *Kotklumpen* gleich einem Regen durch das Blattwerk rieseln; den Boden unter der Baumkrone bedeckend, verbreiten sie weithin einen übeln Geruch. Die Mehrzahl der Individuen ruht tagsüber von den nächtlichen Orgien aus und sitzt dann so lose auf und unter den Blättern, daß man sie durch kurzes Erschüttern des Baumes buhendweise zu Fall bringen kann. Dieses Treiben wiederholt sich den ganzen Mai hindurch, dann verschwinden die Käfer wieder von der *Schaubühne der Natur*.

Etwa acht Tage nach erfolgter Paarung begiebt sich das Weibchen in die Erde und legt hier die 25—30 weißen, runden Eier ab, die an Größe ungefähr einem *Hanforn* gleichkommen. Da die Brutstätte stets an einem der Sonne ausgesetzten Platze ausgewählt wird, entwickeln sich die Eier nach durchschnittlich 4—6 Wochen, so daß vom Juli an die Larvchen austriechen. Diese schlanken und etwas behaarten Wesen bleiben bis zur Ueberwinterung gesellig beisammen, nähren sich von Humuserde oder zarten Würzelchen und verfallen nach der ersten Häutung in den *Winterschlaf*. Ungefähr im Mai des folgenden Jahres tritt die zweite Häutung ein. Während die Tiere bis dahin meist unbeachtet blieben, merkt man ihre Gegenwart von nun an um so deutlicher. Da sie sich von ihrer Geburtsstätte nicht weit entfernen, weiden sie die Würzelchen und Wurzeln aller nur erreichbaren Pflanzen ab. Im späteren Alter vermögen sie sogar daumendicke Holzwurzeln zu durchnagen; natürlich gehen sie nur gezwungen daran, denn saftige Knollen, wie *Kartoffeln*, *Kohl*, *Steck- und Mohrrüben* sind bequemer zu verzehren und auch nahrhafter. Beim Bearbeiten des Feldes, des Gartens usw. fällt die nun schon fast ausgewachsene Larve, die man *Engerling*, *Jünger* und *Quatte* nennt, unangenehm auf. Der schmutzweiße, hinten stark bauchwärts eingekrümmte und verdickte Körper besteht aus zwölf Ringen, deren sechs vordere durch zwei Querfalten dreiteilig erscheinen, während die folgenden glatt und mit einzelnen Haaren besetzt sind. Die beiden letzten und dickeren bilden den sogenannten „*Sack*“, der mit dem durchscheinenden schwarzblauen Darminhalt gefüllt ist. Der halbrunde Kopf ist augenlos und hat sehr kräftige, meißelförmige Kinnbäden. Nur die drei ersten Körperringe tragen verhältnismäßig lange, in einer Klaue endende Füße. Jederseits eines jeden Körperinges ist ein *Lufst- oder Atemloch*, von dem aus sich durch das Innere des Körpers zahlreiche *Luftröhren* erstrecken. Ihre Umrandung, die *Reinspinnen* und der Kopf sind gelbbraun gefärbt. Nach der zweiten Ueberwinterung treibt er der *Engerling* noch schlimmer und von der dritten bis zur Vollwüchsigkeit spottet seine *Fressgier* jedweder Schilderung. Ueberall sind die Spuren des *Nimmerjatts* merkbar. Auf den Feldern zerstört er die zarten Wurzeln der Saat wie die *Hadfrüchte*, in den Gärten verwüftet er die Gemüsebeete, in den *Schonungen des Waldes* frisst er die Wurzeln der Saatzpflanzen weg und vernichtet die gelegten *Eicheln*, *Buchen* usw., und auf den *Wiesen* lassen große vergilbte Flächen seine verheerende Tätigkeit erkennen.

Im Juni oder Juli nach der dritten Häutung geht der *Engerling* tiefer in die Erde hinab und arbeitet sich eine kleine Höhlung aus, in der er zum vierten- und letzten Male seine Haut abstreift. Nunmehr verwandelt er sich zur *Puppe*. In diesem Stadium verharrt er aber nicht lange, denn schon im August, spätestens im September hat sich der Käfer entwickelt. Dieser verweilt in der Erde bis zum nächsten Mai, in dem er erscheint, um zu — fressen. Da der Käfer schon im September ausgebildet ist, darf es nicht wunder nehmen, daß bereits im zeitigen Frühjahr beim Pflügen des Feldes oder beim Umgraben des Gartens Maikäfer gefunden werden. Es sind dies die sogenannten *Redaktionsmaikäfer*, die als „*erste*“ den papierernen Blätterwald durchschwirren. Sobald der Mai mit seinem frischen Grün an Baum und Strauch seinen Einzug gehalten hat, erscheint der Käfer auf dem Plan. Er ist schier

an allen Bäumen und Sträuchern zu finden, doch hat er auch seine Lieblingsbäume: Koffassanie, Ahorn, Pappel, Weide, unter den Obstbäumen die Pflaumenbäume, im Walde sind es Eichen, Buchen, Hainbuchen, Birken und Eschen. Sind in Flugjahren diese Bäume kahlgefressen, so geht es an das Eichengebüsch, an die Haselsträucher und was sonst noch vorhanden, denn in solchen Jahren werden auch solche Laubhölzer befallen, die in anderen Jahren verschont bleiben.

Selbsterständlich bietet der Mensch alles auf, diesem Schädling seiner Kulturen mit aller Macht entgegenzuarbeiten. Als eines der besten Mittel hat sich immer noch das Abschütteln der Käfer des Morgens oder an kühlen Tagen, wenn die Tiere regungslos an den Blättern hängen, bewährt. Einige Zahlen mögen beweisen, mit welchem Erfolg man den Vernichtungskrieg auf diese Weise geführt hat. In Württemberg wurden in einem Jahre 230 902 000 Stück getötet. Im Flugjahre 1868 wurden im Quedlinburgischen 33 340 000 Käfer abgeschüttelt, und im Flugjahr 1860 berechnete man die im Halle'schen geödeten Käfer auf 21 850 200 Stück. Im Leipziger Kreisbezirk veranstaltete man 1864 eine Sammlung und meinte dadurch 378 594 000 Käfer vernichtet zu haben. Am umfangreichsten wurde im Flugjahr 1868 das Sammeln im Bereiche des landwirtschaftlichen Vereins der Provinz Sachsen und der anhaltischen Länder auf eine von Halle ausgehende Anregung betrieben und die altentworfene Menge von 30 000 Benutzern zusammengebracht, die etwa einer Summe von 1590 Million Käfern entsprechen würde. Dieser letzte Feldzug hat entschieden gewirkt. Flugjahre, wie sie mitgeteilt wurden, sind seitdem nicht mehr vorgekommen. Wohl zeigen sich in solchen noch Maitäfer, mitunter auch in Mengen, aber im Vergleiche zu den früheren Jahren nur wenig, und es dürfte für unsere Gegenden die Zeit nicht mehr fern sein, wo die Flugjahre der Maitäfer nur noch in den Chroniken fortleben.

Da der Maitäfer in seinem Larvenzustand wohl noch schädlicher ist, denn als ausgebildetes Insekt, so sollte man die Engerlinge in keinem Jahre unbeachtet lassen und sie sammeln. Da der Engerling freiwillig nie ans Tageslicht kommt, ist er auch den Tieren, die ihn gern fressen, wie den Hühnern, Vögeln und Schweinen, wenig zugänglich. Als der einzige regelrechte Vertilger käme nur der Maulwurf in Betracht, wenn er ihn bei massenhaftem Auftreten nur nicht überdrüssig bekäme. Krähen, Dohlen und Stare müssen warten, bis er ihnen durch Umarbeiten des Bodens erreichbar gemacht wird; dann tun sie aber das ihrige aus vollen Kräften. Mehr schon ist der Käfer denen preisgegeben, die ihn, wenigstens eine Zeitlang, gern als Nahrung nehmen, wie die Fledermäuse, Eulen, Stare, Sperlinge, Mäuger, Krähen, Falken, Spechte, Enten, Pfauen, Hühner und mancher Insektenfresser unter den übrigen Vögeln; auch gewisse Säuger, wie Füchse, Marder, Dachse, Igel und Schweine verschmähen ihn nicht.

K. Sch.

Kleines feuilleton.

Gandwirtschaft.

Hartgekochte Eier gelten als sehr unbedenklich. Sie sind es aber nur dann, wenn sie nicht genügend zerkleinert in den Magen gelangen. Sehr oft werden harte Eier ihrer derben Konsistenz wegen nicht ordentlich gekaut. Das gut zerkleinerte harte Ei verläßt nach der Verdauungstabelle von Ewald den Magen in derselben Zeit wie rohe oder Spiegelei oder Eierlücken, d. h. in 2-3 Stunden. Am besten ist es, wenn die Hausfrau harte Eier gekaut auf den Tisch bringt. Sie können mit Schnittlauch oder mit gehacktem Wädling und Salzgemischt werden und geben so einen vorzüglichen realen Beleg für das Butterbrot. Auch eine Mischung von gekauten harten Eiern, gehacktem rohen Schinken, geriebenem Käse, Butter, Salz und ein wenig gewiegter Petersilie schmeckt zu Weiß- und Schwarzbrot vortrefflich.

Zu einer Frühlingsfrucht gehören außer harten Eiern und Schnittlauch auch noch gesalzene Madieschenscheiben, die obenauf gelegt werden.

Frühlingseier. Eier werden in 8 Minuten hartgekocht, in kaltem Wasser abgeschreckt und der Länge nach mit der Schale durchgeschnitten. Eiweiß und Eigelb werden vorsichtig aus den Schalen gelöst und mit Schnittlauch (im Notfall mit ein wenig Zwiebel) gehackt. Man würzt mit Salz und etwas Pfeffer, mischt alles sorgfältig untereinander, gibt in jede Eierschale ein eiweißgroßes Stückchen Butter und füllt das Gehackte fest hinein. In einer Pfanne läßt man Butter zergehen, legt die Eier mit der offenen Seite hinein, wendet sie nach 1-2 Minuten um und läßt sie auch von unten heiß werden. Dazu gibt man Bratkartoffeln. Man rechnet für dieses sehr schmackhafte Gericht ein bis zwei Eier für die Person. m. kt.

Naturwissenschaftliches.

Die Verwandlung einer Blume in Blätter. Von den vielen und tiefgehenden naturwissenschaftlichen Beobachtungen, die dem Genius Goethes zu verdanken sind, nimmt die Metamorphose der Pflanzen einen hohen Rang ein. Wie Goethe an einem auf dem Lido bei Venedig gefundenen Schädel die Ent-

stehung der Schädelknochen aus Wirbeln ablas, so ergründete er an den Pflanzen die Umwandlung von Laubblättern in Kelchblätter, von Kelchblättern in Blumenblätter, von Blättern in Dornen usw. Ein neues merkwürdiges Beispiel für einen derartigen Vorgang aus einer besonderen Ursache hat der japanische Botaniker Kuzano im Journal der landwirtschaftlichen Hochschule in Tokio erbracht. Es handelt sich dabei um die Verwandlung einer Blüte in ein Bündel von blattähnlichen Organen durch den Einfluß eines Schmarotzers aus der Klasse der Pilze. Die Pflanze war ein Prunus (Steinobstgattung) von der in Japan und Korea heimischen, aber auch bei uns gern gezeuhten Art Prunus mume, die sich nicht nur durch ihren hohen Wuchs, sondern auch durch die eigenartige Form und schöne Farbe der Blüten auszeichnet. Auf den japanischen Gemälden wird dieser Baum mit Vorliebe dargestellt. Nun haust auf den jungen Knospen des Numebaumes ein Pilz, unter dem die Entwicklung der Blüten leidet, und zwar in der angegebenen Weise, daß entweder ein Teil ihrer Organe oder alle eine blattähnliche Beschaffenheit annehmen. Zuweilen entstehen dadurch Blüten von ganz erstaunlicher Größe, an denen nicht ein einziges Blütenblatt zu sehen ist, vielmehr nur grüne Blätter oder blattähnliche Triebe, die über und über mit gelben Knötchen des Pilzes bedeckt sind. Goethe würde seine helle Freude an dieser Beobachtung gehabt und daraus einen weiteren starken Nachweis für seine Theorie geschöpft haben, daß sich die Kelch- und Blumenblätter aus gewöhnlichen Blättern entwickelt haben. Die Wachstumsstörung, die hier durch den Pilz verursacht wird, äußert sich eben in einer Rückbildung der Blütenorgane.

Völkertunde.

Grüßworte. Wir haben in Deutschland eine Unmenge Grüßformeln, die nach Probing und Stamm verschieden sind und nach Gelegenheit und Tageszeit wechseln. Einige sind hübsch und gehaltvoll, wie „Grüß Gott“ oder das „Glück auf“ der Bergleute, andere ziemlich abgeschmackt, wie das kurze „Mahlzeit!“ Am häufigsten begrüßt man sich, wie auch bei den Franzosen, Engländern und Italienern und anderen Völkern Europas, durch das Nennen der Tageszeit „Guten Tag“, „Bon jour“ usw. Schöner waren jedenfalls die Grüße der klassischen Nationen. Die Römer gebrauchten ave und vale, die Griechen das freundliche Chaire (freue dich). Im modernen Griechenland wird chaire, charets als Abschiedsgruß gebraucht, Fremden gegenüber auch wohl Kalin patrida (glückliche Heimkehr, wörtlich „gutes Vaterland“). Sonst ist der Beiwillkommungsgruß Kalimero (guten Tag) und Kaloso rines (Sei willkommen). Mohamedanische Völker bieten einander den Friedensgruß Salem aleikum. In Brasilien heißt es zum Abschied Até logo (Bis nachher!), auf den Sandwichsinseln sagt man Acha oö (Ich liebe dich), indes die Eingeborenen Neuseelands, die Maori, während sie Nase an Nase reiben, Tenakos sagen, d. i. „Du bist du“. Der Araber wünscht „Buid el bela alik“ (Jedes Uebel sei dir ferne). Höchst charakteristisch sind einzelne afritanische Grüßformeln. Der stolze Zululaffer konstatiert einfach: „Saku bona“ (Wir sehen dich), der Betschuane bittet „Tumella“ (Sei mein Freund), am sonderbarsten aber berührt der Gruß der Bahabe. Sie schätzen das Rind so hoch, daß sie einen Angeesehenen mit den Worten grüßen: „Azo zenga“ („Sei begrüßt, du Rindvieh“.)

Medizinisches.

Der Chauffeurbruch. Wie fast jeder Beruf seine besonderen Krankheiten erzeugt, so haben auch die einzelnen sportlichen Ausübungen ihre eigenen Unglücksfälle. Im Automobilbetrieb zeigte sich am häufigsten bald nach seinem großen Aufschwung vor etwa zehn Jahren der Eintritt eines Bruchs des Handgelenks, der den Namen des Chauffeurbruchs unter den Ärzten erhalten hat. Eigentlich bedurfte es dieser Benennung nicht, da dieser Bruch schon früher in seiner Eigenart bekannt gewesen war und auch seinen Namen (Collescher Bruch) erhalten hatte. Er ist aber jetzt bei der Ausübung des Kraftwagenbetriebes so viel häufiger geworden, daß sich der neue Name dafür durchgesetzt hat. Durch die Möglichkeit, Knochenbrüche mit Hilfe der Röntgenstrahlen genau zu studieren, ist in den letzten Jahren eine volle Aufklärung über die Einzelheiten dieses Schadens gewonnen worden. Der Bruch tritt stets infolge eines Zurückschlagens der Explosionsflamme ein, wodurch die Handgelenke plötzlich in die entgegengesetzte Richtung gestoßen wird. Die eigentliche Ursache ist eine vorzeitige Explosion im Zylinder, gewöhnlich dadurch, daß der Zündverstellhebel zu weit vorgestellt wird. Eine andere Veranlassung kann aber auch ein Kurzschluß in der elektrischen Bedröhung sein. Der Bruch erfolgt immer im Augenblick, wenn die Handgelenke abwärts angehoben werden, indem ein Schlag gegen die Handfläche erfolgt, der sich nach dem Speichenbein des Unterarmes fortpflanzt. Die Folge ist die Abspaltung eines dreieckigen Knochenstückes an der Daumenseite des Handgelenkes. Wenn diese Verletzung als typischer Chauffeurbruch bezeichnet wird, so treten doch auch mancherlei Abweichungen ein, namentlich kann die Beschädigung eine weit verwickeltere werden. Aus diesem Grunde ist auch eine Untersuchung mit Röntgenstrahlen unter allen Umständen sofort vorzunehmen. Uebrigens ist in Amerika kürzlich eine Erfindung gemacht worden, die solche Unglücksfälle verhüten soll.